

**Zeitschrift:** Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht  
**Herausgeber:** Konsortium der Zürcherischen Lehrerschaft  
**Band:** 2 (1876)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Strauss: Alter und neuer Glaube  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-237912>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Pädagogischer Beobachter.

## Organ der zürcher. Volksschule.

Abonnementspreis, franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 30, vierteljährlich 70 Cts.  
Insertionsgebühr für die zweispaltige Petit-Zeile oder deren Raum: 15 Cts.

Winterthur,

Nº 13.

den 1. April 1876.

Jos. Viktor Scheffel.

III. (Schluss.)

Von der tief empfundenen Herzensgeschichte eines ritterlichen Schülerlebens und aus den Hegaubergen führt uns endlich der Dichter in seinem letzten Werk, in den „B e r g p a l m e n“, hinüber in das Salzkammergut, auf die Berge am Oberrhein und zu dem reifen Manne, der seines Herzens und Lebens Wunden ausheilt in stiller Berg einsamkeit.

Graf Wolfgang, Bischof von Regensburg, ein Zeitgenosse Ekkehardt's, gibt den Rahmen.

Wohl zeichneten die Romantiker uns oft genug die Süßigkeit mönchischen Träumens und Nichtsthuns, wohl sang uns Heine die entnervende Macht des Weltschmerzes, — aber kein Dichter hat es verstanden, wie der der Bergpsalmen, jene tiefernste Verachtung der trug- und ränkevollen Welt, jene Sehnsucht des tiefverwundeten Menschenherzens nach dem Alleinsein inmitten der Stille und reinen Grösse der Natur, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, so wahr und lebendig und zugleich in dem eigenthümlichen geschichtlichen Gewande zu schildern, wie sie sich in so mächtiger Weise in denjenigen Klostergestalten des Mittelalters zeigt, die mächtig und ernst über ihre harmlos vergnügten oder der Lust der Welt im Geheimen fröhnen Genossen hinausragen. Und dabei hat er es doch wieder vermocht, darin nichts Anderes zu zeichnen, als die allgemein menschliche Sehnsucht sturm bewegter Gemüther nach dem F r i e d e n, nach der hehren Harmonie der grossen Schöpfung, nach dem Trost der Bergeinsamkeit mit ihren rauschenden Wäldern, wehenden Lüften und stäubenden Wasserbächen.

Entsagend der Welt und ihrem leidenschaft erfüllten Treiben sehen wir ein

Landfahrig Herz, in Stürmen geprüft,  
Im Wettkampf erhärtet, und oftmals doch  
Zerknittert von schäumigem Kleinemuth  
— die ehrlich empfangenen Wunden  
Ausheilen in fiedsamer Stille.

Auf hoher Bergwacht an einsamer Stätte sieht er im „S t u r m“ ein Bild des Gottesgerichtes über die morsche Welt, und doch streckt sie bald in dem schlängengleich aufsteigenden „N e b e l“ umgarnend die Hände nach ihm aus, mit süßen Bildern ihn lockend. Doch an heiligen Vorsatz sich klammernd, verscheucht er die lockende Versuchung. Bald kommt denn auch im hellen „S o n n e n s c h e i n“ der stille, erhabene Friede der Schöpfung über ihn selbst, und wie in den Tagen Homers schreitet er hin

Ein König, ein Hohenpriester zugleich  
Durch des Uferwald's nächtiges Dunkel.

Endlich auf muthiger „G l e t s c h e r f a h r t“ eröffnet sich ihm die volle Zauberwelt der Natur — aber auch das Gefühl der Todeseinsamkeit, wo

„Des Hochwalds Schneegrossvater  
(Wie das Bergvolk scherzend den Gletscher getauft)  
Gleich einem Todten, steinumsargt“  
vor seinen Blicken lag, „sammt dem Bahrtuch von Schnee“. Da steigt das Bild einer treuen Mutter, eines sinnig

aufblickenden Kindes in seinem Herzen auf, und in dem genesenden Herzen erwacht die bessere Erkenntniß:

„Gott ist das Leben,  
Gott ist die Liebe“,

und dass er solche Erkenntniß ja nicht vergesse, treibt ihn die Mutter Natur durch des Winters Gewalt selbst wieder hinab zu des Lebens Arbeit und Kampfespflicht.

So steht dieses letzte Gedicht in majestatischem Geiste und in vollendetem Sprach- und Versgewand vor unsern Augen: auch kein Lied für Jedermann, sondern ein Psalmgesang für Solche, die schon wissen, was es heisst, den Kampf des Lebens redlich kämpfen. Es ist das letzte und wohl das kleinste und doch wieder das erhabenste Werk unseres Dichters.

Klein an Umfang ist Alles, was er uns geschenkt, mit wenigen scharfen Zügen zeichnet er seine Bilder, karg an Worten, an Gedanken reich. Göthe aber hat über solche Weise schon das rechte Wort gesagt:

Wenn Jemand sich wohl im Kleinen deucht,  
So denkt, der hat ein Grosses erreicht.

Scheffel verdient den Dank des ganzen deutschen Volkes, denn was die grossen Klassiker aus Mangel des geschichtlichen Materials und die Romantiker aus Mangel an geschichtlichem Sinn uns nicht zu bieten vermochten, die lebendigen Bilder der deutschen Vergangenheit, das hat Jos. Viktor Scheffel neben Gustav Freitag uns endlich geboten, doch Freitag mehr als Historiker und unser Scheffel mehr als ein Poet von Gottesgnaden.

Klarheit und Wahrheit ist der Grundzug seines Schaffens, des Witzes reiche Funken und des Humors mild lächelnde Verständigkeit mildert den tiefen Lebensernst, den melancholischen Hintergrund seiner so das Leben ganz und reich umfassenden Dichtungen.

\* \* Strauss: Alter und neuer Glaube.

(Vortrag Volkmar: 3. März.)

Eigenthümliche Ausgestaltungen aus der einfachen Markusschrift sind folgende:

Schon Jeremia gebraucht den Ausdruck M e n s c h e n f i s c h e r. Markus nimmt das Wort mit seiner bildlichen Originalität auf. Doch Lukas schon verleiblicht es; er lässt Jesus seinen Jüngern erfolgreiche Rathschläge beim eigentlichen Fischfang geben. Noch weiter geht Mathäus; auf Jesus Anweisung hin wird da ein Fisch mit einem gerade nothwendigen Geldstück im Maule gefangen. Endlich macht Johannes (d. h. das nach ihm benannte Evangelium) den auferstandenen Jesus zum Anordner eines grossen Fischzuges, bei dem die Zahl der gefangenen Thiere 153 beträgt. Nun sind die hebräischen Ziffern für 153 zugleich die Buchstaben für das Wort Kephas oder Petrus. Also auch hier immerhin eine allegorische Verherrlichung dieses angesehensten Judenapostels!

Aehnlich gestalten sich die T o d t e n e r w e c k u n g e n. Der von Markus gebotene Name Jairus heisst selbst „Erwecker“. Das Töchterlein ist aus den alttestamentlichen Thaten des Elias entlehnt. Nun überbietet Lukas seinen Vorgänger im Jüngling von Nain, der schon zu Grabe ge-

tragen wird. Aber Johannes steigert fort, wenn er den schon halb verwesten Lazarus aus der Gruft erstehten lässt.

Markus bietet in seinen meist sinnbildlichen Erzählungen und in seinen Gleichnissen viele zerstreute, kernhaften, originale Sprüche; Lukas kleidet solche in eine ausführliche „Bergpredigt“; Johannes bietet keine Gleichnisse mehr, dafür jedoch ausgedehnte dialektische Reden.

Ohne anders war auch Lukas ein Pauliner, aber ein „Vermittlungstheologe“, der nach der gegenwärtigen Seite hin sehr wählisch vorging. Wenn Markus den Meister zu Petrus sagen lässt: Hebe dich weg, Satan! — und wenn bei Markus die Zebedäiden Jakob und Johannes die Zulage der Herrschbegier erhalten, so lässt Lukas diese beidseitige Charakteristik links liegen. Dafür bringt er die Jungfrauenlegende zu Gunsten der Gottessohnschaft von Jesus und verlegt dessen Geburt nach Bethlehem im Interesse der dämonischen Abstammung: alles Konzessionen an die Judenchristenpartei! Dadurch, dass Lukas den aufgestandenen Jesus in und um Jerusalem weilen lässt, ehrt er die daselbst stationirt gewesenen judenchristlichen Apostel. Das muss man Lukas lassen: selten ergeht er sich in blosser Abschrift; er liebt vielmehr eine freie, selbstständigere Bewegung.

**M a t h ä u s**, d. h. der nach diesem Apostel sich nennende Evangelist, erweist sich als judenchristlich gesinnt, doch einigermassen heidenfreundlich gestimmt. Immerhin bleibt er ein Gegner des Paulus. Er bietet eine Zusammenfassung und darum vielfache Wiederholung von Markus und Lukas. Zwar weiss er auch neu zu gestalten. Die heidnische Wittwe aus der Zeit des Elia wird in der Feder des Mathäus zum römischen Hauptmann, und diesem zu Liebe wirkt Jesus in die Ferne, ganz so wie der Prophet Elisa gegenüber dem syrischen Feldhauptmann Naeman.

Das nach Johannes benannte Evangelium lehrt den unmittelbaren Gottessohn (Gottes Wort) und geht so über den von Lukas und Mathäus aufgestellten Halbgott hinaus. Die ältere katholische Kirche freilich fasste dann Jesus als Gott und Mensch in einer Person. (In neuerer Zeit hat die „Unfehlbare“ das Bedürfniss der vollgöttlichen Purifikation gefühlt, indem sie das Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariens aufstellte.) Ein nachapostolischer Kirchengelehrter, Marzion, kam an der Hand des gnostischen Johannesevangeliums zu der Betrachtung: Kann Gott leiden? — Diese Auffassung wurde auch etwa von sophistisch gearteten Christen zur Verneinung der von den Heiden gestellten Frage missbraucht: Glaubst du an den Gekreuzigten?

Die dualistische Lehre vom Gottmenschen, wie die katholische Kirche sie aufstellt, machte das Denken zur Unmöglichkeit. Dagegen erleichterte diese Lehre den Aufbau der zweiten, dass der menschliche Priester göttliche Macht in sich vereinige. Gegenüber der Barbarei des Mittelalters war diese geistige Vergewaltigung eine geschichtliche Notwendigkeit. Doch alles hat seine Zeit! Die Reformation machte den Menschen als Glied der Kirche wieder selbstständiger. Diese Reform verinnerlichte, vergeistigte Jesus durch ihre Lehre von der „Rechtfertigung durch den Glauben“.

Gegenwärtig leben auch wir in einer Zeit der kirchlichen Neubildung. Mit Strauss streben wir eine neue Reformation an, nicht aber einen neuen Glauben. Uns befriedigt der alte, schon von Abraham gepflegte. Nur wollen wir ihn neu vertiefen, ihn neuerdings reinigen von getrübten Ueberlieferungen. Die Reformation im 16. Jahrhundert verlangte: Das neue Testament allein sei die Richtschnur des religiösen Lebens! — Diejenige des 19. Jahrhunderts macht die Forderung geltend: Das älteste Evangelium einzig sei massgebend und auch dieses nur in vernünftiger Erfassung! Die Lehre: Liebe Gott und den Nächsten! bleibe für alle Zeiten die erhabenste Philosophie! — Christus hat diese höchste Idee ins Leben umgesetzt durch die Stiftung des

Gottesbruderbundes; er ist dessen immerwährender Neubegründer; er und seine Stiftung bleiben der Menschheit unentreißbar.

---

(Schluss folgt.)

## Der Religionsunterricht am Seminar Küsnacht.

Ein Verein freisinniger zürcher Geistlicher hat im Dezember 1874 bezüglich dieses Unterrichts (unter Fries) eine Petition an den Erziehungsrath eingereicht. Dieser Eingabe folgte nun am 16. Februar 1876 eine zweite. Ihr Hauptinhalt, wie er nachstehend sich findet, soll in unserer nächsten Nummer einer kurzen Beleuchtung unterzogen werden.

„Es ist Thatsache, dass ein grosser Theil besonders der jüngern Lehrer den Religionsunterricht nur noch mit Unlust ertheilt, während gerade von ihm aus die ideale Begeisterung auf Lehrer und Schüler ausströmen sollte und gerade durch diesen Unterricht der wirksamste Einfluss auf Charakter- und Gemüthsbildung geübt werden könnte. Allerdings ist dieser Unterricht der schwerste, weil er nicht nur tüchtige wissenschaftliche Bildung, sondern auch eigene Erfahrung voraussetzt, Kenntniß der Kindesnatur und feinen pädagogischen Takt, letztern um so mehr, da es gilt, auch die religiösen Anschauungen und Gefühle der Eltern möglichst zu schonen. Daraus ergibt sich uns die unerlässliche Forderung, dass dem Religionsunterricht im Seminar die gebührende Zeit und Aufmerksamkeit zugewendet werden solle. Dies geschieht aber nur, wenn in allen Klassen Religionsunterricht ertheilt wird. Nur dann lässt sich der zu bewältigende Lehrstoff wahrhaft fruchtbar und religiös anregend behandeln, denn das eigentlich Erwärmende und Zündende in der Religion sind nicht die allgemeinen Wahrheiten, sondern die individuellen concreten Gestaltungen, bei deren Betrachtung länger verweilt werden muss; nur dann lässt sich auch nach Aneignung des materiellen Inhalts die methodische Behandlung des religiösen Stoffes erlernen.“

Wer die Geschichte kennt und das Menschenherz versteht, weiss, dass sich das religiöse Bedürfniss weder wegdisputiren noch totschweigen lässt, dass es da ist und Befriedigung verlangt. Wer unser Volk kennt und dazu auch jene weiten Kreise zählt, die sich nicht in die Öffentlichkeit drängen, weiss, welch' grosse Macht die Bibel ist und bleiben wird, aber auch welch' gefährlicher Missbrauch mit ihr getrieben wird. Da ziemt es wahrlich dem Lehrer, dass er Bescheid wisse; zu gründlicher Kenntniß der Bibel bedarf es aber eingehenden Unterrichtes. Wir wünschen darum eine Revision des Lehrplanes für's Seminar nach Umfang und Inhalt zum Zweck einer gründlichen theoretischen und praktischen Ausbildung der Zöglinge für den Religionsunterricht.

Die Bundesverfassung schliesst durch § 27, Lemma 3 durchaus nicht den Religionsunterricht von der Volksschule aus, nur den konfessionell polemischen, den ohnehin die Pädagogik verwerfen müsste. Die noch zu Recht bestehenden zürcherischen Gesetze aber fordern ihn positiv für die Schule. Dass wir damit nicht für spezifisch kirchliche oder gar persönliche Interessen eifern, beweisen wohl am klarsten die einstimmig gefassten Resolutionen der Geistlichkeitssynode, die dahin gehen: „Als das Richtigste erscheint das Zusammenwirken von Schule und Kirche zur Ertheilung eines geschichtlich-religiösen Unterrichts, als das unter unsrer Verhältnissen Angemessenste dessen Organisirung und Ertheilung auf der Stufe der Alltagsschule, d. h. bis zum vollendeten 6. Schuljahr, durch die Schule, auf den höhern Stufen dagegen durch die Kirche, resp. die religiöse Genossenschaft.“

Wir lieben die Volksschule und es thäte uns schmerzlich weh, würde ihr durch die Beseitigung des Religionsunterrichts ihr schönes Kleinod ausgebrochen. Wie armelig stände überdies der am Staatsseminar gebildete Lehrer da neben dem am Privatseminar erzogenen, wenn er keinen Religionsunterricht zu ertheilen im Stande wäre; er würde